

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Otto der Große

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

Wohl dem, der's hat!
 Im Ofen knisternde Brände,
 Im Speicher Holz ohn' Ende,
 Und Essen satt,
 Und warme weiche Lagerstatt!
 Nun, Kindlein,
 Holdes Gesindlein,
 Macht euch auf die Sohlen,
 Im Wald,
 So kalt,
 Reiser zu holen.
 Brüder und Schwesterlein,
 Müßt mir gar fleißig sein,
 Knicken und knacken,
 Müßt euch halt placken.
 Bündel nur flink geschnürt!
 Wer sich da munter rührt,
 Kriegt rothe Backen.
 Der scharfe Wind
 Giebt dir, mein Kind,
 Gesunde Säfte
 Und frische Kräfte.
 Dann wächstest du grad' heran,
 Aufrecht und stark,

Kernig im Mark,
 Und siehst dir den reichen Mann
 Stolz und barmherzig an,
 Der in der Stubenluft
 Nermlich vermufft.
 Fertig? Hab's brav gemacht!
 Das giebt schön warm zu Nacht.
 Aber die Luft
 Schneidet und beißt und fengt,
 Und an den Augen hängt
 Eißiger Duft.
 Rasch da, die Nester,
 Reiser, Gesträuch,
 Ein paar dürre Aeste,
 Das ist für euch!
 Ei, wie behende
 Lobet die Gluth!
 Wärmt euch die Hände!
 Gelt, junges Blut,
 Das thut wohl gut?
 Arme liebe Puppen,
 Freut euch! das Mütterlein
 Lobt euch und kocht euch fein
 Eine warme Suppen.

Otto der Große.

Mit einer Zeichnung von Lucian Reich.

(Tafel 40.)

Heinrich der Erste hatte bei seiner Königswahl die feierliche Salbung, die ihm Hatto's Nachfolger, der Erzbischof Heriger von Mainz, antrug, mit kluger Mäßigung abgelehnt. Er würde sich durch diese geistliche Handlung, wenn man so sagen darf, eine Legitimität angemacht haben, gegen welche sich der deutsche Stammesgeist seit dem Ausgange der Karolinger aus allen Kräften sträubte. Das Schicksal seines Vorgängers Konrad hatte ihn Weisheit gelehrt, und er begnügte sich, statt Oberlebensherr, nur der Erste unter Gleichen zu sein. Dies ward ihm auch zu Theil; denn nachdem er durch den Sieg über die Ungarn und Dänen seine Tüchtigkeit beurkundet hatte, hielten die Süddeutschen, Burkhard von Schwaben und Arnulph von Baiern, die wir in Gesellschaft der

Kammerboten kennen gelernt haben, ziemlich bundesmäßig zu ihm. Es ging aber in seinem Hause, wie es oft auch in der Geschichte einer Bürgerfamilie sich zu entwickeln pflegt: wenn der Vater durch Verdienst und Glück eine ansehnliche bürgerliche Stellung erlangt hat, so strebt der Sohn weiter empor und trachtet nach dem Adel, um dem errungenen Besitze die Weihe der Vornehmheit zu geben.

Der Wiederhersteller starb am Sonntag den 2. Juli 936, und hinterließ in seinen Söhnen Keime der Zwietracht, welche bald in blutigen Saaten aufgingen. Heinrich hatte nämlich in seinen jungen Jahren sich in die schöne Hatheburg, eine Wittwe, die den Schleier genommen, verliebt, und dieselbe durch Bitten und

Zureden aller Art bewogen, ihm die Hand zu reichen. Gegen diese unerlaubte Heirath aber erhob sich der eifrige Bischof Sigmund von Halberstadt und drohte mit dem Banne, so daß Heinrich übel gefahren wäre, wenn nicht sein Vetter Konrad, der eben damals König wurde, sich kräftig für ihn verwendet hätte. Mit welchem Danke Heinrich, nachdem er das Herzogthum Sachsen übernommen, dem Könige lohnte, haben wir in der Geschichte der Kammerboten gesehen. Hatheburg gebar ihm einen Sohn, Thankmar genannt. Allmählig aber begann Heinrich zu fühlen, daß das Verhältniß zu ihr der Würde und auch des Ansehens in der öffentlichen Meinung entbehre, und zu dieser Erkenntniß schien die Schönheit und Tugend der jungen Mathilde, einer Abkömmlingin des alten Sachsenherzogs Wittekind, bedeutend beizutragen. Er trennte sich von Hatheburg und heirathete Mathilden, welche in den Berichten der Zeitgenossen als eine seltene Frau, von segensreichem Einflusse auf ihren Gemahl, geschildert ist. Ihr erster Sohn war Otto, geboren, als noch König Konrad lebte. Ihm folgten nach der Selangung zur Königswürde andere Geschwister, unter welchen ein Heinrich der Erstgeborene war. Auf solche Weise konnten also, je nachdem man sich entschied, drei erstgeborene Thronerben gerechnet werden. Von diesen hatte Thankmar in der öffentlichen Meinung am wenigsten Anspruch für sich, König Heinrich war für Otto gestimmt, die Mutter aber hing an ihrem jüngern Sohne Heinrich und machte geltend, dies sei das erste Kind, das sie als Königin geboren. Ein heimlicher Zwiespalt herrschte schon bei Heinrichs Leben in seiner Familie, dem der König dadurch ein Ende machte, daß er am Ziele seiner Tage die deutschen Stände nach Erfurt rief und Otto's Wahl bei ihnen durchsetzte. Gleich darauf starb er.

Otto übergab seinen jüngern Bruder einem Grafen Siegfried „zur Erziehung“, und zog nach der alten Kaiserstadt Aachen, um sich krönen zu lassen. Schon die Wahl der Stadt Karls des Großen konnte ahnen lassen, welche Gedanken in seiner jungen Seele arbeiteten. Der Glanz, mit welchem Deutschland auf diesem Tage vertreten war, gab Zeugniß, wie tief das Ansehen Heinrichs des Ersten bei allem Volke gewurzelt war. In einer großen Festhalle, die an den Dom Karls des Großen stieß, trat der vierundzwanzigjährige Fürst in fränkischer Tracht (zu nicht geringem Verdrusse seiner Sachsen) vor die glänzende Reichsversammlung und nahm ihre Huldigung ein. Dann begaben sie sich in den Dom, wo ihrer eine unvorbereitete, eine sicherlich ungeahnte Scene wartete. Man traf die Erzbischöfe von Trier und Cöln in einem Rangstreite begriffen, welcher von

ihnen die Hauptrolle bei der Salbung übernehmen dürfe; Aachen nämlich gehörte zum Sprengel von Cöln, Trier dagegen berief sich auf seinen apostolischen Ursprung. „Unseres Bedünkens, sagt Gfrörer, darf man aus diesem Streite den Schluß ziehen, daß die Krönung und Salbung Otto's nicht zum Voraus den Betheiligten angekündigt war, sondern daß der König die Anwesenden mit dem Antrage überrascht hat. Wahrscheinlich würden sonst die Großen nicht in so großer Anzahl nach Aachen gekommen sein und solche Kosten für den künftigen Herrn aufgewendet haben.“ Während die erlauchte Versammlung mit Staunen und verhaltenem Ingrimm kämpften mochte, vereinigten sich die beiden Kirchenfürsten, die Ehre der priesterlichen Handlung dem Stuhle des Bonifacius zu übertragen, dem sie auch jedenfalls vor allen andern gebührte. Erzbischof Hildebert von Mainz stellte den König dem Volke vor und übergab ihm die Reichskleinodien am Altar, worauf Salbung, Krönung und sodann ein feierliches Hochamt folgte.

Das Fest nahm seinen Fortgang, wie es nun einmal angeordnet war, obgleich die Gesinnungen sich während der kirchlichen Handlung bedeutend geändert haben mochten. Die vier Herzogthümer hatten sich vereinigt, um ihren neuen König zu ehren. Lothringen, das durch seinen Vater zum Reiche zurückgebracht war, trug die Festkosten, Franken besorgte den Tisch, Bayern den Marschall und Schwaben den Keller. Der Herzog von Franken war jener Eberhard, König Konrad's Bruder, der Heinrich dem Ersten die Krone überbrachte, der Herzog von Bayern jener Arnulph, der mit Konrad gekämpft, den auch Heinrich zu keiner strengen Unterwerfung, sondern nur zu einem bundesartigen Beitritt bewogen hatte. Hermann, der Schwabe, stammte aus der hessischen Familie des Herzogs Eberhard, und war nach Burkhard's in Italien erfolgtem Untergang von König Heinrich zum schwäbischen Herzogthum befördert worden. Jene beiden bejahrten Fürsten mußten es nach ihrer ganzen Vergangenheit besonders tief empfinden, wie der Jüngling mit der kalten stolzen Herrschermiene sich ihnen gegenüber als „von Gottes Gnaden“ geltend machte. Uebrigens war die Stimmung, in welcher die sämmtlichen Fürsten von Aachen abreisten, eine einmüthige: denn kurz darauf sehen wir alle vier Herzogthümer in vollem Aufstande begriffen. „Man sieht also,“ sagt Gfrörer, „die Folgen der Salbung Otto's liefern eine letzte und glänzende Bestätigung dessen, was wir über die Ursachen, warum Heinrich sich nicht krönen ließ, angeführt haben.“

Während nun Dänen und Ungarn sich rüsteten, die Lichtigkeit des jungen Königs zu erproben, und die Böhmen in einem förmlichen Feldzuge gedämpft werden

mussten, brach das Feuer in Deutschland an allen Enden und Ecken aus. Selten hat sich ein Regent durch so viele Noth durchschlagen müssen, selten hat aber auch einer mit solcher kühnen Entschlossenheit und mit so beständigem Glücke gekämpft, wie Otto der Große.

Herzog Eberhard von Franken besaß Lehen im sächsischen Lande, welche ihm ohne Zweifel von König Heinrich als Botenlohn für die Ueberbringung der Krone geschenkt worden waren. Man muß man sich erinnern, daß seit den Tagen Karl's des Großen ein blutiger Haß gegen die Franken in den Sachsen fortlebte, so daß sie diesen Lebensverband nur mit verhaltenem Grolle tragen konnten. Jetzt, da Heinrich's vermittelnder Geist den untergehenden Stern der Franken nicht mehr schützte, trachteten sie, diesen letzten Rest des alten Joches abzuschütteln, und Otto, wenn auch durch Tracht und Emporstreben ihnen etwas entfremdet, war gewiß in diesem Punkte Sachse genug, um sie in ihrem Beginnen nicht zu hindern. Wie dem sei, ein Sachse, Bruning, verweigerte Eberhard den Dienst und Pflicht. Der Herzog, richtig schätzend, wie er in dieser Sache mit dem König stehe, unterließ es, sein Recht bei ihm zu suchen, zog geradeaus gegen den ungehorsamen Lehensmann, überfiel seine Stadt Emmeri, erschlug die Einwohner und verbrannte die Stadt. Auf dieses hielt Otto ein strenges Gericht über ihn. Er büßte ihn um hundert Pferde; seine Mannen aber mußten Hunde tragen, und zwar vor einer glänzenden Versammlung von Bischöfen, welche zu Magdeburg versammelt waren, um die Reliquien des heiligen Innocenz in das daselbst errichtete Moritzkloster zu schaffen. Nach dieser Strafe entließ er sie mit Geschenken, und somit waren die Franken auf einen Augenblick zur Ruhe gebracht. Dies geschah im September 937.

Im Juli desselben Jahres war der alte Herzog Arnulph von Bayern gestorben. Sein Sohn Eberhard bemächtigte sich des Herzogthums, ohne sich um den König zu bekümmern, und weigerte sich, auf seine Ladung, ihm die Huldigung in der Hofpfalz zu leisten. Da seine Geislichkeit, wie immer, königlich gesinnt war, und dies um so mehr, als sein Vater Arnulph ihren Vergrößerungsplänen mit kräftiger Faust entgegengewirkt hatte, so spann der junge Bayerherzog in Rom Intriguen an, um das alte Erzstift Salzburg zu stürzen und den ihm ergebenen Bischof von Passau emporzubringen. Wie ihm dies gelang, ist bei Otförer nachgewiesen. König Hugo von Italien hatte mit dem Patricier Alberich von Rom, in dessen Händen sich der Pabst befand, ein enges Bündniß geschlossen. Vielsache Gründe vermochten ihn, dem König Otto, den er fürchtete und

öffentlich durch Geschenke zu bestechen suchte, heimlich entgegenzuarbeiten. Er suchte ihn daher durch die Unterstützung des Bayern zu schwächen, und brachte es durch Alberich bei dem Pabste Leo dem VII. dahin, daß derselbe wirklich dem Bischof Gerhard von Passau das erzbischöfliche Pallium ertheilte. Aber der junge Selbstherrscher der Deutschen machte diese Pläne zu nichte. Er fiel 938 in Bayern ein, schlug Eberhard und machte seinen Oheim Berthold zum Herzog, so jedoch, daß er die Gränzländer eigenen reichsunmittelbaren Fürsten untergab, die Hoheitsrechte der Bisthümer und Kirchen wieder an die Krone zurückbrachte und dem neuen Herzog in der Person eines Pfalzgrafen eine Art von Aufseher an die Seite stellte. Mit dieser Würde eines königlichen Beamten bekleidete er in höchst berechnender Weise den Neffen Berthold's, einen jüngern und gleichnamigen Sohn des verstorbenen Herzogs Arnulph. Seinen Bruder Eberhard verbannte er; von dessen weiteren Schicksalen ist nichts bekannt geworden.

Während dieser Unternehmung in Bayern hatte Sachsen noch einen und zwar den letzten Anfall von den Ungarn zu bestehen. Das sächsische Bürgerthum aber war so erstarkt, daß es auch in Abwesenheit seines Königherzogs mit den gefährlichen Gästen fertig wurde. An verschiedenen Orten des Landes wurden sie angegriffen, in Sümpfe gesprengt und meist vernichtet; die Veretteten verschwanden auf Nimmerwiedersehen.

Beinahe gleichzeitig mit Bayern aber erhoben sich Franken, Lothringer und Schwaben gegen den neuen Besen, der so scharf zu kehren begann, und auch in Otto's eigenem Hause brach die Empörung wider ihn aus.

Otto's älterem Stiefbruder Thankmar war schon durch das Schicksal und den Makel, der auf seiner Geburt haftete, eine zweideutige Stellung angewiesen worden. Es fehlte ihm zwar nicht an reichen Besitzungen; als aber jener Graf Siegfried, der Hüter des jungen Heinrich, starb, so forderte er vergebens, in dessen Würden und Güter eingesetzt zu werden. Thankmar konnte sich nämlich als seinen nächsten Erben geltend machen, denn Siegfried war Geschwisterkind mit seiner verstorbenen Mutter Hatheburg gewesen. Otto aber weigerte ihm sein Recht, wie später König Albrecht dem Herzog Hans von Schwaben, und übertrug Siegfried's Aemter einem Gero, der sich hernach auf barbarische Weise gegen die Slaven auszeichnete. Bei dieser neuen Kränkung brachen in des unglücklichen Jünglings Herzen die alten Wunden wieder auf, und er trat, die erste Gelegenheit zum Losschlagen ergreifend, auf die Seite des Frankenherzogs, der, während Otto in Bayern stand, die alten Handel mit dem Sachsen Bruning erneuerte. Thank-

mar überfiel die Stadt Bardiliken, wo sein jüngerer, damals noch unentschiedener Stiefbruder Heinrich lag, nahm sie, gab sie der Plünderung preis und führte seinen Bruder als Gefangenen hinweg. Das Glück war ihm günstig, und er eroberte auch die Eresburg. Bei Bardiliken aber war ein Neffe des Herzogs Hermann von Schwaben gefallen, welcher Umstand eine alte, aus unbekanntem Gründen erwachsene Zwistigkeit in der heftigen Familie auffrischte, so daß Herzog Eberhard sich von seinem schwäbischen Vetter verlassen sah. Um den Franken bei der gemeinschaftlichen Sache zu erhalten, überlieferte ihm Thankmar seinen Bruder Heinrich, und brach hiedurch jede Brücke zu einer Versöhnung mit Otto ab. Heinrich war dem Frankenfürsten nicht bloß als Geißel willkommen, sondern auch als ein Werkzeug, das er, wie die spätern Begebenheiten erweisen werden, mit Erfolg bearbeitet hat.

Otto hatte inzwischen ein starkes Heer gesammelt, und sein Erscheinen brachte manche Abgefallene oder Schwankende wieder zu ihrer Pflicht. So unterwarf sich ihm Graf Wichmann, der wegen einer Zurücksetzung im böhmischen Feldzuge gegrollt hatte. Dieselbe Gesinnung traf er, als er vor der Eresburg anlangte, bei den Bürgern der Stadt, die ihm freiwillig die Thore öffneten. Thankmar floh in die Petrikirche, welche vor anderthalbhundert Jahren Pabst Leo, als er von Karl dem Großen im Triumph umhergeführt wurde, eingeweiht hatte. Die Mannen Heinrich's, die beim königlichen Heere waren, verfolgten ihn mit großer Erbitterung, wagten ihn aber nicht am Altare zu greifen, auf den er seine Waffen und seine goldene Kette, still auf die Gnade seines königlichen Bruders harrend, gelegt hatte. Von ferne schossen sie mit Pfeilen auf ihn, bis endlich einer der Krieger durch ein Fenster in der Nähe des Altars ihn mit einem Lanzenwurf zu Boden streckt. So starb Thankmar und küßte die Schuld, deren größere Hälfte von seinem königlichen Vater Heinrich auf ihn gekommen war. König Otto klagte laut um ihn, pries seine Tugend und ließ mehrere Gefangene, darunter einen Grafen Theodorich, als seine Verführer mit dem Strange richten. Für die Mörder Absaloms hatte er keine Strafe.

Von hier aus zog er vor die Stadt Larun in Hessen, die bereits von den königlichen belagert wurde, und seine Ankunft entschied die Uebergabe. Eberhard, hiedurch und durch Thankmar's Schicksal gebeugt, gab den jungen Heinrich frei und warf sich dem Könige zu Füßen. Erzbischof Friedrich von Mainz, der Nachfolger Hildebert's, vermittelte die Versöhnung. Eberhard wurde zum Scheinegen Hilbesheim verbannt, nach kurzer Zeit aber wiederhergestellt.

Dies geschah 938. Ob nun das Folgende aus einem schon anfangs kalt verabredeten Plane hervorging, oder ob neue Ursachen einen neuen Ausbruch der Leidenschaften bewirkten, läßt sich nicht bestimmt angeben. Eberhard wenigstens, wenn ihm auch von Zeit zu Zeit der Gedanke aufsteigen mochte, daß er ohne jene Rachgiebigkeit gegen die Sachsen eine ganz andere Stellung haben könnte, war heiter, freundlich, schlicht von Sitten, und wenn die Worte, welche die Geschichtschreiber seinem sterbenden Bruder König Konrad in den Mund legen, wahr sind, so darf man schließen, daß er vielleicht eher für gesellige Freuden, als für das Regieren Sinn gehabt habe. Heinrich mochte durch den Vorzug seiner Mutter und durch die Neben, welche Eberhard vermuthlich während seiner Gefangenschaft gegen ihn fallen ließ, aufgestachelt sein. Aber mit Gewißheit läßt sich vermuthen, daß Otto's Herrschergeist und Herrscherton, der zwar sehr gnädig sein konnte, doch nur der unbedingten Unterwerfung gegenüber, den vorhandenen Zündstoff des Großs und Ehrgeizes von Neuem entflammte.

Wie nun auch die Fäden der Verschwörung durch einander gelaufen sein mögen, genug, sie brach im Frühling 939 aus, und Heinrich begab sich nach Lothringen zu dem unruhigen, immer neuerungsfüchtigen Herzog Giselbrecht, der mit ihm und Eberhard im Einverständniß war. Der König, aufs Höchste überrascht und bestürzt über die Kunde seiner Entweichung, setzte ihm nach und kam in der Gegend von Wesel an den Rhein. Während er hier seine Truppen übersezte, griff Heinrich jenseits mit den Lothringern an. Otto mußte mit dem größten Theile der Sachsen müßig zusehen, wie man überhlein sich schlug. Die Vernichtung der kleinen Schaar, die bis jetzt das andere Ufer erreicht hatte, schien unvermeidlich. Um rasche Hilfe zu bringen, gebrach es an Schiffen. Der König sprang vom Pferde und warf sich in Verzweiflung vor der heiligen Lanze nieder, mit der sein Vater einst für einen weggerissenen Reichstheil abgefunden worden war; um ihn knieten die Seinigen.

Das überhleinische Häuflein, von zwei thüringischen Grafen geführt, entschloß sich zum Kampf auf Leben und Tod. Sie schickten das Gepäck, das sie bei sich hatten, auf den Weg nach Kantem, und stellten sich bei Birthen hinter einem Teiche auf. Dort wurden sie von Heinrich und Giselbrecht angegriffen. Die Lothringer aber drangen unvorsichtiger Weise nur von Einer Seite des Teiches vor. Eine Abtheilung der Sachsen, dies gewahrend, umging den Teich und griff sie im Rücken an, während einige, welche französisch verstanden, mit lauter Stimme das *sauve qui peut* der damaligen Sprache schriegen. Die Feinde glaubten in einen Hinterhalt

gerathen zu sein, Verwirrung ergriff sie, und die lothringischen Hasen flohen vor einer Handvoll tapferer Männer. Die meisten wurden niedergehauen, ein Theil gefangen. Heinrich war verwundet entkommen; einer der beiden Grafen aber verbreitete schnell die Nachricht, daß er gefallen sei, in Sachsen und Thüringen, und nun traten fast alle seine Städte und Burgen wieder zu dem König herüber. Es ist einer der vielen Züge von Vergeltung, welche die Geschichte im Großen und Kleinen aufweist, daß bei dem Gemetzel, das unter Heinrichs Mannen angerichtet wurde, auch der Mörder Thankmar's verdarb. Er hatte, während der unglückliche Fürst an der Lanze verblutete, noch seine Waffen und seine goldene Kette vom Altar geraubt.

Die Empörung schien mißlungen; aber Heinrich warf sich nach Merseburg, das ihm treu geblieben war. Otto mußte einen Waffenstillstand mit ihm schließen; denn ihm drohte noch ein anderer Feind. Dasselbe Mittel, das einst sein Vater wider den König Konrad gebraucht hatte, brauchten nun die Herzoge wider ihn. Sie verbanden sich mit dem Könige von Frankreich, Ludwig dem Jenseitigen oder Ueberseeischen (Ultramarinus), der nach seines Vaters Karl's des Einfältigen Ausgang zu König Athelstan in England geflohen und von dem mächtigen Grafen Hugo von Paris wieder auf den Thron gehoben worden war. Da aber dieser junge Fürst das Ansehen der Krone geltend machen wollte, so schlugen sich seine hohen Reichsvasallen zu König Otto, und so waren also die beiden Könige auf gleiche Weise im Schach gehalten: die deutsche Aristokratie war französisch, die französische deutsch gesinnt.

Es können Verhältnisse auf ihrer Oberfläche häßlich ansehn, und der Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, kann doch ein großer sein. Dies zeigt sich an dem neuen Bundesgenossen, den die Empörer zur Stärkung und, man darf sagen, zur Reinigung ihrer Sache erhielten. Der erste Bischof der deutschen Kirche, Friedrich von Mainz, trat auf ihre Seite. Wir haben bereits erzählt, daß er im vorigen Jahre die Versöhnung zwischen Otto und Eberhard zu Stande gebracht habe. Nun sandte ihn der König abermals an den Frankenherzog, der zwar bis jetzt noch nichts gethan hatte, aber jeden Augenblick zum Losbrechen geneigt war. Der Erfolg läßt schließen, daß die Vollmacht, die der König dem Erzbischof erteilte, in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war. Man muß den Geschichtschreiber Witikind von Corvey hören, wie er an dieser Stelle seiner Erzählung die Wahrheit halb andeutet, halb verbirgt. „Nur zögernd, sagt er, wage ich es, die Ursache des Abfalls (Friedrich's) auszusprechen und die Geheimnisse der Regierung

des Königs zu offenbaren; aber meine Pflicht als Geschichtschreiber gebietet mir, zu reden, und sie möge mich entschuldigen, wenn ich zu viel sage.“ Dann berichtet er weiter, der Priester sei zu Eberhard gegangen, um über Frieden und Eintracht zu unterhandeln, die er selbst von Herzen wünschte; er habe einen Vertrag abgeschlossen und seinen Eid dafür zum Pfand gesetzt. Der König aber verwarf den Vergleich, und behauptete, der Erzbischof habe seine Vollmacht überschritten. Auf dieses trat Friedrich von Mainz, ganz der bisherigen Politik des deutschen Klerus zuwider, von der königlichen Seite zurück.

„Man sieht, sagt Ofrörer, der Mönch von Corvey, dem wir diese köstliche Nachricht verdanken, war in die Staatsgeheimnisse der damaligen Zeit eingeweiht; aber nur zitternd deutet er an, was er weiß, weil das Herrscherhaus, unter dem er schrieb, die Wahrheit der Geschichte haßte. Doch sind seine Winke hinreichend, den vollen Thatbestand zu ermitteln. Der Vertrag, den Friedrich abschloß, muß sich auf die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Krone und der Vasallen bezogen haben. Weiter hielt Friedrich das Zustandekommen desselben für so durchaus nöthig, daß er, wie der Erfolg bewies, im Weigerungsfalle es lieber auf eine Umwälzung ankommen ließ. Mit andern Worten, der Erzbischof wollte ein Gleichgewicht zwischen Krone und Vasallen herstellen. Seine Vorgänger auf dem Stuhle von Mainz waren in den letzten vierzig Jahren unablässig für den Sieg des Grundsatzes thätig gewesen, daß die Stände nichts ohne die Krone thun dürfen; jetzt, nachdem das Königthum, hauptsächlich durch den Klerus, befestigt worden, forderte das Wohl des Reichs, jenen Wahlspruch durch den eben so nothwendigen Rehrsatz zu ergänzen: daß auch der König ohne den Willen der Stände nichts vermöge. Nicht darum hatten unsre Bischöfe seit Anfang des Jahrhunderts mit unerhörter Anstrengung die Empörer bekämpft und die Häupter der Schuldigen mit dem Richtbeile gefällt, damit der Sachse nach Willkür das Reich beherrsche, sondern damit Deutschland ein geordneter Staat werde, oder, was dasselbe ist, damit die Stände, so gut als der König, sich einer Stellung erfreuen, welche der Vertreter eines großen Volkes würdig ist. Man sieht also: das, was wir heutzutage eine parlamentarische Regierung nennen, war das Ziel, nach dem unsre Bischöfe im zehnten Jahrhundert strebten.“ Was also die weltlichen Großen in verworrener, mehr instinktmäßiger Weise thaten, vielleicht oft nur durch einzelnes persönliches Zusammentreffen mit dem königlichen Stolze gereizt, das verfolgte die Geistlichkeit, in einer lang-

gegründeten Schule groß gewachsen, mit bewusster politischer Bildung. „Denn, sagt Ofrörer an einer andern Stelle, im Schoße von Senaten und Körperschaften erhalten sich alte Ueberlieferungen sehr lang.“

Im Lager vor Alt-Breisach war es, wo der Plan des Erzbischofs zur Ausführung kam; von dort war er zu Herzog Eberhard geritten, und dort hatte der König den beschworenen Vertrag verworfen. Ludwig der Ueberschieße nämlich war von Verdun, das sich ihm ergab, in's Elsaß gerückt, und Otto mußte ihm aus Lothringen dahin folgen, wenn er nicht an den Herzogen von Schwaben und Bayern neue Gegner finden wollte. Herzog Hermann hatte zwar seit dem Handstreich auf Bardiliken treu zum Könige gehalten, aber man weiß aus der ganzen Kriegsgeschichte, daß es schief um Süddeutschland steht, wenn die Franzosen den Oberrhein inne haben. Otto mußte sich also zu diesem Zug entschließen, wenn er der südlichen Herzogthümer gewiß sein wollte. Er kam ohne Widerstand den Rhein herauf, in seinem Gefolge Erzbischof Friedrich, Bischof Ruodhard von Straßburg und andre Geistliche mit ihren Dienstmännern. Er traf jedoch den französischen König, den der Aufstand des Grafen Herbert von Vermandois nach Frankreich zurückgerufen hatte, nicht mehr, und belagerte Alt-Breisach, welches damals, auf seiner östlichen Seite von einem Arm des Rheins umflossen, zum Elsaß gerechnet wurde. Die Burg war in Ludwigs Hände gefallen und hatte eine französische Besatzung. Während nun König Otto vor derselben lag, ging die so eben erzählte Unterhandlung Friedrich's mit Eberhard, und, in Folge ihrer Verwerfung durch Otto, der Beitritt des Metropolitens von Mainz zu den Verschwornen vor sich. Erzbischof Friedrich, Bischof Ruodhard und andre geistliche Herren brachen plötzlich in einer Nacht ihre Zelte ab und eilten nach dem verabredeten Sammelplatze Metz. Als man am folgenden Morgen dies erfuhr, verbreitete sich ein unsäglicher Schrecken im Lager des Königs, und viele seiner Krieger drangen auf augenblicklichen Abzug. Die Wahl war schwierig: blieb er, so stand der Norden, ging er, der Süden auf dem Spiel. Otto, der in's Glück wie in's Unglück mit kalter Seele hineinschaute, hielt sich ruhig vor Breisach und wartete auf sichere Nachricht von den Bewegungen der Empörer. Während er nun eines Morgens früh nach einer nahen Kirche ritt, um seine Andacht zu verrichten, sprengte ein Eilbote athemlos herbei und brachte nur mit Mühe die Worte hervor: Eberhard und Giselbrecht sind todt! Der König winkte dem erschöpften Manne, nicht weiter zu reden, stieg vom Pferde, fiel auf die Kniee und setzte dann seinen Weg zu der Kirche fort.

Das Glück hatte für Otto entschieden, und hieran scheint jene oben erwähnte Spaltung in dem Hause, aus welchem Herzog Eberhard und Herzog Hermann stammten, Schuld gewesen zu sein. Die geistlichen Herren nämlich trafen ihre Verbündeten nicht zu Metz, weil Eberhard zuvor noch seinen beiden Vettern, Udo, Herzog Hermann's Bruder, und Konrad Kurzbold, Grafen im Lahngau, einen schlimmen Besuch abzustatten gedachte. Zu diesem Zwecke war der Lothringer Herzog bei Andernach über den Rhein herübergekommen, worauf die Besitzungen der beiden Grafen verwüstet wurden. Als dies gethan war, schifften die Fürsten ihr Heer über den Rhein, um bei Metz zu den Bischöfen zu stoßen. Sie selbst saßen noch diesseits wohlgemuth bei einem Mahl, als unversehens Udo und Konrad sie überfielen. Eberhard wurde im Kampfe niedergestossen und Giselbrecht ertrank auf der Flucht im Rhein. So endete Herzog Eberhard von Franken, König Konrad's Bruder, der einst dem Sachsen Heinrich die deutsche Königskrone überbracht und den Stern des fränkischen Namens versinken gesehen hatte.

Der Aufstand war gescheitert. Breisach ergab sich, und Otto zog rasch nach Lothringen. Heinrich, vor dem das Dunsbild der Krone zerronnen war, floh eben dahin, wurde aber von seiner Schwester Gerberga, Giselbrecht's Wittwe, abgewiesen. Vergebens wandte er sich an den französischen König; ein geschlagener Auführer ist nirgends willkommen. Zuletzt entschloß er sich, in die verzeihenden Arme seines Bruders zurückzukehren. Friedrich floh nach Mainz, wurde aber, wie auch der Straßburger Bischof, von den Leuten des Königs gefangen. Nach einer kurzen Haft, die jener in Hamburg, dieser in Corvey zu erdulden hatte, wurden beide begnadigt.

Die Slaven benützten diese Gefahr des Königs zu einem allgemeinen Befreiungsversuche, wurden aber von jenem Markgrafen Gero, der Thantarn verdrängt hatte, durch Tapferkeit nicht bloß, sondern auch durch jene Mittel, welche das deutsche Gemüth so gern an andern Völkern verabscheut, niedergeschlagen. Es geht ziemlich klar aus den Andeutungen des Mönches von Corvey hervor, daß Gero dreißig slavische Fürsten zum Schmause lud und in der Trunkenheit ermorden ließ. Der Verrath eines Fürsten Tugumir vollendete die Unterwerfung.

Aus diesen Verhältnissen ging eine neue Verschwörung hervor. Der Dienst auf der Ostmark war hart, die Belohnung, weil der Zins von den Slaven nicht richtig einging, karg, und die Klagen gegen Gero, in welchen der König das unbedingteste Vertrauen setzte, blieben unbeachtet. Die Mißvergnügten wandten sich an Heinrich. Dieser war zum Herzoge von Lothringen

ernannt, von den Lothringern aber, vermuthlich nicht ohne eigene Schuld, fortgejagt und von seinem Bruder nicht zum besten aufgenommen worden. Nun winkte ihm abermals die Krone. Der Plan der Verschworenen war, den König am Ofterfeste 941 in Duedlinburg zu ermorden. Kurz vor dem verhängnißvollen Tage aber wurde Otto gewarnt; er bemächtigte sich mit Hilfe des Schwabenherzogs und seiner Verwandten der Verschworenen, die theils mit dem Leben, theils mit Verbannung büßten. Ihr Haupt war ein Graf Erich gewesen, von dessen hohen Tugenden die Zeitgenossen so voll sind, daß man auch über diese, wie über die früheren und folgenden Verschwörungen, die sich gegen Otto erhoben, vorsichtig zu urtheilen genöthigt ist. Erich fiel im Kampfe. Heinrich wurde zu Ingelheim in fester Haft gehalten. Auch Erzbischof Friedrich war verdächtig. Er wurde eingezogen, und obgleich er sich durch den Abendmahlsleid reinigte, zur Buße in's Kloster Fulda geschickt, dessen Abt Hadamar ein unbedingter Anhänger des Königs war. Der Erzbischof machte dem Abt und namentlich den Mönchen, die er zur strengsten Zucht anhielt, das Leben gewaltig sauer, und sie mochten froh sein, als er, wahrscheinlich nach nicht sehr langer Gefangenschaft, seinen Stuhl wieder erhielt. „Diese Milde des Königs, sagt Gfrörer, muß um so mehr auffallen, da wir wissen, daß Otto sonst seine Feinde unerbittlich strafte und Blut nicht gescheut hat. Ich sehe keine andre Erklärung des Räthfels, als die Annahme, daß der Erzbischof von Mainz nicht für sich, sondern im Namen seiner Amtsgeossen, der übrigen Kirchenhäupter des Reichs, den Planen des Königs entgegengetreten ist. Weil Otto dies wußte, und den ganzen Stand, dessen Vertreter Friedrich war, nicht tödtlich zu beleidigen wagte, mußte er schonend verfahren.“

Nachdem König Otto auf diese Weise Meister geworden war, arbeitete er, seine Macht nach außen und innen zu befestigen. Die Slaven wurden mit Gewalt germanisirt und christianisirt. Die französischen Händel schlichtete er als Schiedsrichter zu Gunsten Ludwigs, der seine Schwester Gerberga, die Wittwe Herzog Giselbrechts, geheirathet hatte, auf einer Synode zu Ingelheim, wo die Verhandlungen deutsch, in der Sprache des herrschenden Volkes, vorgenommen wurden. Endlich drückte er die Böhmen mit gewaltiger Hand in ihre Zinöbarkeit zurück, und stellte sie mit der Heerfolge unter das Herzogthum Bayern, das nunmehr sein Bruder Heinrich besaß.

Während seiner vielen Erfolge nämlich, als er im Jahr 942 das Weihnachtsfest in Frankfurt feierte, fiel ihm plötzlich in der Kirche ein Flehender zu Füßen: es

Deutsches Familienbuch III.

war Heinrich, der seiner Haft zu Ingelheim entwichen war. Otto, von seiner Mutter Mathilde, die in Duedlinburg ein frommes Wittwenleben führte, gewiß schon vorher zu seinen Gunsten gestimmt, verzieh ihm das dritte Mal. Von nun an hatte er einen seiner treuesten Anhänger an ihm. Er vermählte ihn mit einer Nichte des Herzogs Berthold von Bayern, Judith, der Tochter Arnulph's, und als Berthold, der bei Wels einen glänzenden Sieg über die Ungarn erfochten hatte, 945 starb, gab er ihm, nicht ohne bedeutenden Widerstand des bayrischen Klerus, dieses Herzogthum. Franken war seit Eberhard's Tode nicht wieder besetzt worden. Sachsen und Thüringen behielt der König für sich selbst. Lothringen gab er dem treuen Grafen Konrad und machte ihn durch die Hand seiner einzigen Tochter Liutgarde zu einem Gliede seines Hauses. Auf gleiche Weise kam auch Schwaben an dieses Haus: Herzog Hermann fühlte sich glücklich, seine Erbtöchter Ida dem Königssohne Liudolph zur Gemahlin zu geben, und als nach seinem 948 erfolgten Tode Liudolph das Herzogthum Schwaben erbt, so waren nunmehr sämmtliche deutsche Herzogthümer mit Fürsten des sächsischen Hauses besetzt. Otto selbst hatte unter diesen Vermählungsplanen seine Gemahlin Edith, die Mutter Liudolph's und Liutgardens, eine Tochter des Königs Edward und Schwester des Königs Athelstan von England, 946 durch den Tod verloren. Diese Wittwerschaft setzte ihn in den Stand, die italienischen Ansprüche, die er von Anfang an hatte und auch ohne dieselbe verfolgt haben würde, durch eine Heirath rechtskräftig zu machen.

Wir wollen hier die schönen Worte wiedergeben, mit welchen Luden die folgenden Begebenheiten einleitet.

„Um diese Zeit, sagt er, stand Otto, der König, in der vollen Kraft des Lebens, ein Mann von acht und dreißig Jahren. Er war durch harte Prüfungen gegangen; aber er hatte sie unerschütterlich bestanden, und war Sieger geblieben über alle seine Feinde. Sein Reich erstreckte sich von der Maas bis zur Oder, von den Alpen bis zur Schlei. Die Grenzen dieses Reichs schienen vollkommen gesichert. Von den Dänen konnten wohl noch unmächtige Versuche gegen die Mark Schleswig und die nördlichen Grenzen des Reichs erneuert werden, aber zu fürchten waren sie nicht. Den unglücklichen Slaven bis zur Oder schien selbst die Hoffnung entzissen zu sein. — Frankreich endlich lähmte sich selbst und verzehrte seine eigene Kraft. Der Gedanke an Lothringen blieb wohl in den Franzosen, aber er schien nur noch leere Träume erzeugen zu können. Im Innern des Reiches hingegen war Alles ruhig. Die Herzogthümer

allzumal waren in der Hand des Königs oder seiner Verwandten. — Otto durfte sich daher wohl selbst sagen, was die Welt von ihm sagte: er sei nicht nur der größte König seiner Zeit, sondern auch der Größte, welcher, Karl den Großen etwa ausgenommen, seit dem Untergange des römischen Reiches auf einem Throne gesessen hatte. Er war um so mächtiger, da er selbst Vertrauen zu seinem Glücke gewonnen hatte, und da die Welt nicht weniger an den Mann glaubte, als an sein Glück. Unter solchen Umständen mag der Geist Karl's des Großen, der oft vor seinem Geiste vorübergegangen war, in bestimmter Gestalt zu ihm getreten sein. Gewiß ist: in seiner Seele erwachte der Gedanke an das Kaiserthum, und die Verhältnisse Italiens waren von solcher Art, daß sie ihn reizen und locken mußten zu der ersten Würde der Welt. Uns mag in diesen Tagen ein solcher Gedanke wie eine Thorheit, die kaiserliche Würde wie ein Schatten erscheinen; uns mag vorkommen, daß Otto viel größer geworden sein, viel gewaltiger auf die Welt gewirkt haben würde, wenn er, nunmehr von Kriegen frei und der Empörungen ledig, sich ganz seinem Volke gewidmet und den Geist gepflegt hätte, wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen, so in der Wissenschaft und in der Kunst. Aber jene Tage waren verschieden von den unsrigen. — Damals bot sich den Königen für ihre Kraft und Tugend kaum eine andere Bahn dar, als die Bahn der That, des Kampfes und des Sieges. Ueber die Natur des Lehenwesens konnte auch der Mächtigste nicht hinaus. So lange dasselbe in seiner Kraft bestand, vermochten Kunst und Wissenschaft ihre Pflege nur in der Kirche zu finden, die selbstständig war und von den Königen keine Leitung empfangen konnte. — In der That, was war denn auch Otto der Große jetzt, mit all seinem Glücke? Zum Stillstande war der Geist nicht zu bringen: denn seine Natur ist Regsamkeit und Fortschreiten, seinen Boden jedoch konnte er nicht auf den Besitzungen und in den Burgen großer Vasallen finden, sondern nur in der regen Thätigkeit und dem freien Verkehr der Städte; und das städtische Leben konnte nicht mit dem Schwert der Könige ausgebildet und gestaltet werden, sondern nur durch die steigenden Bedürfnisse in der menschlichen Brust, welche die Zeit erzeugen mußte. Wie man aber auch urtheilen mag: Otto richtete nunmehr seinen Blick auf Italien, seine Wünsche auf die Kaiserkrone; er zog nach Italien, er gewann die Kaiserkrone. Also begann eine neue Kette von Begebenheiten, welche sich fortziehen durch die folgenden Jahrhunderte und von unermesslichem Einfluß gewesen sind auf das Leben des deutschen Volkes.“

Es war im Jahre 951, als ein Nothruf aus dem

Süden nach Deutschland drang. Die italische Krone hatte seit Kaiser Arnulph so viele Veränderungen erlitten, daß hier nicht der Raum ist, davon zu reden. Es genüge, daß Markgraf Berengar von Ivrea, der früher vor König Hugo geflohen war, diesen vertrieb, dessen Sohn Lothar fast aller Gewalt beraubte und nach seinem plötzlichen Tode sich selbst und seinen Sohn Adalbert zu Königen in Italien ausrufen ließ. Zugleich wußte er sich der Wittwe Lothar's, der burgundischen Königstochter Adelheid, zu bemächtigen, die ihm aber entkam und nach einer abenteuerlichen Flucht bei dem treuen Grafen Azzo auf dem Schlosse Canossa eine Zuflucht fand. Von dort aus rief sie die Hilfe des Königs Otto an, und alsbald wurde die italienische Fahrt beschlossen.

Schon früher hatte Heinrich von Bayern, gleich nach seiner Selangung zum Herzogthum und ohne Zweifel im Einverständniß mit Otto, einen Einfall in Italien gemacht und Aquileja, den Schlüssel desselben, weggenommen. Während nun der König noch mit den Fürsten berieth, zog Liudolph, der neue Herzog von Schwaben, ohne Vorwissen seines Vaters, wie es scheint, ebenfalls mit bewaffneter Hand in die Lombardei, um den dortigen Händeln ein Ende zu machen und seinem Vater eine Mühe zu ersparen. Ob dies nun bloße Thatenlust war, oder ob der Jüngling, für den der Feldzug Otto's so schwere Folgen haben sollte, eine geheime Absicht hegte, ist kaum zu entscheiden. Genug, sein Unternehmen scheiterte; denn sein Oheim von Bayern, der auch sonst in Grenzstreitigkeiten mit ihm lebte, hatte ihm durch Späher vorgearbeitet; die lombardischen Städte verschlossen ihm die Thore, und er mußte unverrichteter Dinge sich an das Hauptheer anschließen, mit welchem Otto im September 951, von seinen weltlichen und geistlichen Fürsten begleitet, hinunterzog. Diesem jedoch gelang Alles: die Lombarden fielen von Berengar ab, die Städte Mailand und Pavia erkannten Otto als ihren Herrn. In Mailand ließ er Münzen unter dem Namen Ottelinen schlagen, nannte sich König der Franken und Longobarden, und schon im October zog er in Pavia ein. Weihnachten hielt er sein Belager mit der schönen Adelheid, die er von Canossa hatte holen lassen. Aber dies war auch die ganze Frucht des Feldzuges. Seine Hauptabsicht schlug fehl; denn er erhielt vom Pabste, mit dem er wegen der Romfahrt und Kaiserkrönung unterhandeln wollte, für diesmal eine abschlägige Antwort, und es sollte noch ein weiteres Jahrzehend verlaufen, bis ihm sein sehnsüchtiger Wunsch in Erfüllung gehen konnte.

Denn abermals hatte er den Widerstand des gesammten Deutschlands niederzuschlagen. Abermals finden wir Geistliche und Weltliche gegen ihn verbunden; auf

Seiten der weltlichen Fürsten ist die Leidenschaft, auf Seiten der geistlichen der Gedanke, der die Leidenschaften regiert. Gleich nach dem Vermählungsfeste erhob sich Liudolph und zog, in Begleitung des Erzbischofs Friedrich, ohne Urlaub heim. Otto hatte seinem Sohne nach dem Tode der Königin Editha seine volle Liebe bewiesen, er hatte ihn damals sogar zu seinem Reichsgenossen und Stellvertreter ernannt, und im Bewußtsein dieser Eigenschaft mochte Liudolph den lombardischen Zug angetreten haben. Dieser aber war mißlungen, und der Vater zeigte ihm dafür kein gnädiges Gesicht, um so weniger, als er, wie man vermuthen muß, das Wagemüth ohne Otto's Wissen unternahm. Nun kam noch die schöne Stiefmutter hinzu, die ihm seine ganze Zukunft ungewiß machte, und sein tüchtiger Oheim Heinrich versäumte keine Gelegenheit, den verwaisten Jüngling deshalb zu necken und zu reizen. Trotzig entfernte er sich vom Heere. Auch Otto, der bei dem Stande der italienischen Angelegenheiten (der Pabst war in den Händen des mächtigen Fürsten Alberich, und Berngar stand mit seinem Sohne Adalbert in Oberitalien), nichts gegen Rom unternehmen konnte, folgte ihm im Februar 952 nach Deutschland. Doch ließ er den Herzog Konrad von Lothringen in Pavia zurück, um die Lombardei zu behaupten. Dieser aber schloß mit Berngar einen Vertrag, wodurch derselbe seine Krone von Otto zu Lehen nahm: Beweis, daß der Herzog die Ehre des Königs behaupten, zugleich aber auch das gefährliche Italien ihm aus den Augen rücken wollte. Dies verstieß gegen Otto's geheime Plane, und er verwarf den Vertrag. Nun verband sich Konrad mit Liudolph, die Masse der Nation in Sachsen, Bayern und Franken trat zu ihnen, und die Seele des Unternehmens war, wie vor zehn Jahren, der Erzbischof Friedrich von Mainz. Zwar schloß der König im August desselben Jahres auf dem Reichstage zu Augsburg den begehrten Vertrag mit Berngar; aber die Verschwörung war vermuthlich schon zu weit gediehen, und überdies hatte Otto die Marken Aquileja und Verona für den verhassten Heinrich von Bayern zurückbehalten, zum deutlichen Zeichen, daß er Italien für sich offen zu lassen gedachte.

Eben diese Ansicht aber war es, was die Deutschen dem Könige so abgeneigt machte, was sie schon gegen Karl den Dicken und gegen Arnulph mit Erbitterung erfüllt hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Theil des Volkes zu Otto hielt, die einen als unbedingte Anhänger, weil sie unbedingt abhängig waren, die andern um des Krieges willen, unruhige Naturen, besitzlose Menschen, kurz alle solche, die ohne Beulen und Beute nicht leben konnten. Aber der Kern der Nation war

dagegen, und dies ist sehr leicht zu begreifen. „Man muß sich, sagt Gfrörer, die Natur einer Eroberung durch ein Lehensheer vergegenwärtigen. Die Soldaten, welche die Könige aufboten, bestanden aus lauter Gutsbesitzern, meist Familienvätern, und zwar dienten diese ohne Sold auf ihre Kosten. Keine Magazine, durch welche man jetzt nach Einführung der Geldwirthschaft den Unterhalt von Soldheeren in fernen Ländern sichert, waren vorhanden. Auch kannte man in Deutschland noch aus Karl's des Großen und seiner Nachfolger Zeiten her die (gerechte) Abneigung der Italiener wider die fremden Eindringlinge, die Lücke des Klima, das Verderben der Fieber, die besonders in Rom wüthten, und, was das Trostloseste, man konnte voraussehen, daß jeder Feldzug, auch ein glücklicher, einen neuen nach sich ziehen müsse. Denn da die Lehensleute fast immer im Herbst nach Hause kehrten, um ihre Geschäfte zu besorgen, so konnten die gemachten Eroberungen nur dann behauptet werden, wenn im nächsten Frühling ein neues Aufgebot nachrückte. Unsre Könige und Kaiser hätten daher zulegt, um Italien gründlich festzuhalten, ganz Deutschland in ein Heerlager umwandeln müssen.“ Wie es sich also auch mit den Gründen verhalten mag, welche die Herzoge Liudolph und Konrad zur Empörung trieben, „ihre Leidenschaft, sagt derselbe Geschichtschreiber, spielt in dem Aufstande doch nur die zweite Rolle: beide waren neu in ihrem Amte, beide mußten daher, um der Macht Otto's und dem Zauber, den das Königthum stets übt, trogen zu können, die Gefühle ihrer Untergebenen gewinnen und die Ansichten dieser zu den ihrigen machen.“ Die Geistlichkeit, wie wir bereits gesehen haben, stand ganz auf der Seite des Volks. Sie war ohne Zweifel auch hierüber im geheimen Einverständnis mit dem Pabste; denn man wußte von alten Zeiten her, was dem Pabst und Klerus drohte, wenn die eiserne Hand eines deutschen Königs sich des Stuhles Petri bemächtigte. Nun war der Erzbischof von Mainz an der Spitze jener Gesandtschaft gestanden, die der König aus Pavia nach Rom gesandt hatte; ohne Zweifel hatte ihm Otto wegen seiner schlecht verrichteten Botschaft ein saures Gesicht gemacht, so daß es ihm neben den innern Anlässen auch nicht an äußern fehlte. Aber auch diesmal ist der Erzbischof, wie wir sehen, vielleicht nur nach und nach, und ganz in derselben Weise, wie das vorige Mal, in die Empörung hineingezogen worden. Wie aber das Beispiel Friedrich's auf die andern wirkte, geht am deutlichsten aus den Worten des Geschichtschreibers Ruotger hervor, welcher sagt, alle, die zu den Herzogen hielten, haben die Tugenden des Erzbischofs bis in den Himmel erhoben, und den Aufstand

hauptsächlich durch den Satz gerechtfertigt: eine Sache, für welche sich ein solcher Mann erkläre, müsse gut und löblich sein. Selbst Witikind, der Mönch von Corvey, der in den letzten Jahren Otto's schrieb und vor dem Kaiser zitterte, lobt die Frömmigkeit, die Wohlthätigkeit und die Beredsamkeit des Erzbischofs, und sagt dann, über die angeschuldigten Punkte wolle er den Herrn richten lassen. Das heißt in unsrer heutigen Sprache: Ich will nicht voreilig darüber urtheilen. — „Aus einer wohlunterrichteten, aber furchtsamen Feder, sagt Gfrörer, ist dies ein vielsagendes Zeugniß.“

Im Frühling 953 kam der König auf seiner Reichsreise aus dem Elsaß nach Ingelheim, um dort Ostern zu feiern. Konrad und Liudolph hatten die Gegend besetzt; er wurde aber gewarnt, entging ihnen und floh nach Mainz, wo er den Erzbischof Friedrich durch seine Erscheinung in einige Verlegenheit brachte. Die beiden Herzoge eilten ihm nach und traten ehrerbietig vor ihn: sie haben, sagten sie, die Waffen nicht sowohl wider ihn, sondern gegen den Herzog Heinrich ergriffen, durch dessen Neid und Ränke all diese Zwietracht angestiftet worden sei. Der Erzbischof übernahm die Vermittlung, Otto stellte sich nachgiebig, hörte ihre Reden bescheidenlich an, und so wurde, ganz wie vor zehn Jahren, ein Vertrag abgeschlossen, nur mit dem Unterschiede, daß der König nicht durch einen Bevollmächtigten vertreten, sondern persönlich gegenwärtig war, auch ohne Zweifel, nach der Sitte der Zeit und vollends in der erzbischöflichen Stadt, das Abendmahl darauf nahm. Außerdem versprach er noch, das Osterfest in Aachen, also in Konrad's Landen, wohin der Bayer voraussichtlich nicht kommen würde, mit ihnen zu feiern. Darauf zogen sie wohlgemuth den Rhein hinab. Möglich aber wandte sich der König rechts nach Sachsen, statt nach Lothringen, feierte die Ostern in seiner Stadt Dortmund, und erklärte den Vertrag, als einen erzwungenen, für nichtig. Vergebens erhob sich der Erzbischof von Mainz dagegen. Otto berief einen Tag nach Friglar, wo Herzog Heinrich den Reichsanwalt machte und mit den gefährlichsten Anklagen auftrat. Der Erzbischof wurde des Hochverrathes schuldig erklärt. Viele andre, und namentlich solche, welche dem Könige bei dem Aufstande von 939 die treuesten Dienste geleistet, namentlich die beiden thüringischen Grafen, die ihm gegen denselben Heinrich einen so schönen Sieg erfochten hatten, theilten sein Schicksal. Friedrich floh nach dem Schlosse Breisach, das der König von jeher als ein Rebellenest verwünschte, und übergab Mainz den Herzogen. Der König zog im Juli mit seinen Sachsen und Bayern heran, und nun begann eine furchtbare zweimonatliche Belage-

rung, in welcher beide Theile sich aufs Aeußerste anstrengten, bis der König, als er sah, daß er Mainz nicht brechen konnte, die Hand zum Frieden bot. Er stellte Geiseln, unter diesen seinen Vetter, den Grafen Egbert, und nun kamen die Herzoge unter dem Jubel des Lagers zur Unterhandlung heraus. Aber die Unterhandlung zerbrach sich wegen der Treue der Fürsten gegen ihre Mannen. Der König wollte nämlich ihnen verzeihen, dagegen ihre Freunde, die „Anstifter“ und „Schürer“ der Widerseßlichkeit, zur Strafe gezogen wissen. Dies wirkte so übel, daß, da noch überdies Heinrich von Bayern mit giftigen Worten drein fuhr, die Herzoge plötzlich die Unterhandlung abbrachen und wieder in die Stadt gingen, wo nun auch Graf Egbert und die Seinigen offen zu ihnen übertraten. In diesem Augenblicke erhielten die Bayern eine Nachricht, welche sie bewog, auf der Stelle von ihrem aufgedrungenen Herzog Heinrich abzufallen. Jener Pfalzgraf Arnulph, dessen wir oben gedacht, der Sohn des Herzogs Arnulph, hatte die Zeit für günstig gehalten, das Joch abzuschütteln und die Herzogskrone wieder an den einheimischen verdrängten Stamm der Scheyern zurückzubringen. Er sandte nach Mainz und rief seine Bayern; der Bote kam, während das ganze Lager über die Starrsinnigkeit des Königs und die Lücke seines Bruders erbittert war. Als bald thaten sie Botschaft nach Mainz, und noch in derselben Nacht führte Herzog Liudolph sie über den Rhein und geradeswegs nach Regensburg.

Der König hob die Belagerung von Mainz, wo Herzog Konrad geblieben war, auf, und zog mit seinem Bruder ebenfalls nach Bayern. Aber er konnte nichts ausgerichten: sein Heer verminderte sich von Tag zu Tage, eine Sachsenschaar, die ihm zu Hilfe kommen sollte, wurde durch Verrath zur Umkehr bewogen, und so ritt er Ende 953 sehr gedemüthigt nach Sachsen zurück. Schwaben und Bayern war für ihn verloren, Franken und Lothringen im Zerfall; selbst Sachsen konnte er nur durch große Klugheit und Milde für sich erhalten. Sein eigener Bruder, der neue Erzbischof Bruno von Cöln, sann auf Abfall. Aber ein neues Unglück schlug dem immer Glücklichen zum Glück aus. Die Ungarn fielen in Deutschland ein, ob von selbst, oder gerufen, weiß man nicht. Wenn sie jedoch gerufen worden sind, so haftet der Verdacht auf Herzog Heinrich, der vielleicht auf diese zarte Weise seinen Bayern ihren Abfall zu empfinden geben wollte, in der öffentlichen Meinung jedoch den Vorgang zu seinem und Otto's Vortheil trefflich auszubeuten verstand. Liudolph und Konrad standen in diesem Augenblicke zu fest, um der Ungarn zu bedürfen; auch wäre es sinnlos gewesen, sie gegen die ver-

bündeten Bayern zu rufen. Liudolph stellte sich ihnen vielmehr sogleich entgegen, als sie sengend und plündernd durch Bayern heranzogen; zu derselben Zeit aber erfuhr er, daß der König mit einem neuen Heer aus Sachsen, verstärkt durch Gero's Schaaren von der Slavenmark, im Anzug sei. In dieser verzweifelten Noth wußten die Herzoge keinen bessern Rath, als mit den Barbaren einen Vertrag abzuschließen, wodurch sie dieselben für sich und die Ihrigen abkauften und den einmal unvermeidlichen Raubzug durch mitgegebene Führer ihren Gegnern, — nicht dem Könige, sondern ihren einzelnen Feinden und Abtrünnigen von Bayern bis nach Lothringen hinein auf den Hals schickten. Die schweren Folgen dieser Maßregel kosteten ihnen den öffentlichen Beifall; Layen und Geistliche schrieten unter der Zuchtruthe; die königliche Partei beschuldigte sie auf die offene That hin, die nicht zu leugnen war, die Ungarn gleich Anfangs gedungen zu haben, und von nun an ging ihre Sache hinter sich.

Indessen kamen sich der König und sein Sohn bei Allerdißfen, in der Gegend von Ulm, mit den Waffen gegenüber zu stehen. Beide Theile schienen aber ihren Kräften nicht getraut zu haben; Liudolph stand allein, da Herzog Konrad noch aus Lothringen erwartet wurde, und dieses Zusammenstoßen von Vater und Sohn mochte Beiden unheimlich dünken. Die Bischöfe von Augsburg und Chur vermittelten einen Waffenstillstand. Am 15. Juli des laufenden Jahres (954) sollte auf einem Tage zu Jenn alles ausgeglichen sein. Während dieses Waffenstillstandes aber scheint die moralische Niederlage der Herzoge mächtig fortgewirkt zu haben. Denn Konrad unterwarf sich auf dem öffentlichen Tage; er verlor das Herzogthum Lothringen, und war froh, seine fränkischen Besitzungen zu behalten. Auch der Erzbischof, den Otto niemals hart anzutasten wagte, war von Breisach gekommen und ging in des Königs Frieden nach Mainz zurück. Nur Liudolph verließ den Tag friedlos. Nachdem der König ihn aufs Härteste angefahren, sein Dheim Heinrich in gewohnter Weise geheßt und gestachelte hatte, da rief er endlich: Die Ungarn, die man gegen mich gedungen hat, ja, ich gestehe es, durch Geld habe ich's von ihnen erlangt, daß sie mich und die Meinen nicht schädigten. Habe ich hierin gefehlt, so möge das ganze Volk es wissen, daß ich dieses nicht mit Willen, sondern durch die äußerste Noth gezwungen that! — Damit wandte er den Rücken, und ehe der Tag zu Ende war, erfuhr der König, er sei mit den Seinigen fortgeritten und auf dem Wege nach Regensburg.

Um Regensburg, die alte Stadt, auf welche

einst (unter Arnulph) das Königthum inmitten der Bayern niedergestiegen war, drehte sich nun der ganze Schluß des unseligen Bürgerkrieges, der bis in's folgende Jahr 955 fortbauerte. Während der schweren Belagerung, womit König Otto Regensburg heimsuchte, fand der Pfalzgraf Arnulph bei einem Ausfall seinen Tod. Herzog Liudolph aber verschwindet für einige Zeit aus der Geschichte. Luden weist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nach, daß ihn sein Vater bei einer Unterhandlung widerrechtlich, wie er so oft verfuhr, als Gefangenen zurückbehalten habe. Ob er, wie einst Herzog Heinrich, eine längere oder kürzere Haft erdulden mußte, wissen wir nicht; jedenfalls trat er, wie wir sogleich sehen werden, ganz in derselben Weise wie sein Dheim wieder aus dem Dunkel hervor.

Ein Slavenaufstand rief den König und namentlich den Markgrafen Gero von Regensburg ab. Herzog Heinrich blieb allein zurück und suchte seine Gewalt in diesen Gegenden, nicht ohne rachsüchtige Grausamkeit, wieder herzustellen; das Bollwerk des Bayerlandes aber vermochte er in diesem Jahre nicht mehr zu gewinnen, obgleich die tapfere Stadt noch nebenbei von einer Feuersbrunst schwer heimgesucht wurde.

Aus dem slavischen Feldzuge aber kam inzwischen Gero als heutereicher Sieger zurück, und mit ihm der ehemalige Herzog Konrad von Lothringen, der sich auf dem Schlachtfelde gegen den gemeinsamen Feind die verlorene Gunst des Königs zu erringen gesucht hatte.

So stand König Otto zu Ende des Jahres 954 wieder im Glanz der Macht und des Sieges da. Mit unerhörter Anstrengung und unerhörtem Glück hatte er alle seine Gegner, bis auf eine einzige widerspenstige Stadt, niedergeschlagen. Und wiederum, wie schon einmal, warf sich in diesem Augenblicke des befriedigten Stolzes ein Gnadenstehender zu seinen Füßen. Der König befand sich eines Tages auf der Jagd, als unversehens sein Sohn Liudolph vor ihm stand und mit bitteren Thränen seine Kniee beugte *). Er erschien in ärmlichem Gewande, baarfuß, wie ein Büßender. Für ihn war Alles verloren, alles tüchtige Wollen und Kämpfen seiner reichen Jugend vergendet, seine Freunde unterworfen oder verbannt; sein gutes Recht hatte sich in völliges Unrecht verwandelt. Für seinen ersten großen Anspruch ließ sich nichts mehr hoffen; hatte er doch jetzt einen Stiefbruder, der des Vaters königlichen Namen trug. Gebrochen, wie er war, ergab er sich in sein Schicksal, und suchte nur noch die Verzeihung seines

*) Diesen Auftritt hat der Künstler zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt.

Vaters. Otto, im Besitze der wiedererlangten Majestät, gewährte sie dem gefallenen Sohne; er brach bei seinem Anblick in Thränen aus und hob ihn gütig vom Boden an sein Herz, den Sohn, der einst sein Liebling, sein Thronerbe und Reichsgenosse gewesen war. Wie manches hätte noch gut werden können, wenn nicht der Einfluß der neuen Verhältnisse, die Einflüsterungen der alten Lücke und die Erinnerung an den erlittenen Troß, an die durchkreuzten Pläne, dazwischen getreten wäre!

Die Reichsversammlung zu Arnstadt, die im December dieses Jahres gehalten wurde, endigte anders, als Liudolph wohl erwartet haben mochte. Die Rührung jenes Jagdtages hatte nicht lange angehalten. Der junge Fürst wurde seines Herzogthums Schwaben entsetzt, und abermals trat er in das Dunkel zurück, um noch einmal, mit einem kurzen schönen Glanze, daraus hervorzuleuchten.

Neben seiner Entsetzung hatte Liudolph zu Arnstadt noch erleben müssen, wie ein andrer Stiefbruder, Wilhelm, der Sohn einer slavischen Knechtin, auf den Erzstuhl von Mainz erhoben wurde. Erzbischof Friedrich war am 25. October von den vergeblichen Mühseligkeiten politischen Ordnen und Schlichtens müde hinübergegangen. Einen solchen Nachfolger wagte ihm der König zu geben. Köln hatte schon im vorigen Jahre sein Bruder Bruno samt dem Herzogthum Lothringen erhalten; und zwei Jahre später, 956, verließ er Trier, das dritte und letzte Hochstift des westlichen Deutschlands, seinem Vetter Heinrich. „Durch diese Anordnungen, sagt Gfrörer, hat Otto den Geist des hohen deutschen Klerus gewaltthätig gefälscht, mit dem Köder eines Herzogthums den Zunder maßlosen Ehrgeizes in denselben geworfen, und das erste Beispiel jenes berühmten Systems der Bischöfe von sechszehn Ahnen gegeben, das der deutschen Kirche die tiefsten Wunden schlug. Aber man begreift sehr gut, warum Otto so handelte. Erst mußte er die Bischöfe, welche die öffentliche Meinung für sich hatten und Hirten des Volkes waren, wegräumen und blinde Werkzeuge an ihre Stelle setzen, ehe er die Hand nach der Kaiserkrone ausstrecken konnte.“

Zunächst aber hatte er noch ein volles Jahr zu thun, bis er Deutschland wieder in den Stand der Ordnung und des Friedens gebracht hatte, worin es vor seinem ersten italischen Zuge gewesen war. Ostern 955 rückte er mit Herzog Heinrich vor Regensburg, und nach hartem Kampfe unterlag auch dieser letzte Heerd der Empörung. Liudolph's vornehmste Anhänger wurden verbannt. Als aber der König Ende Juni in sein Stamm-land zurückkam, fand er dort neue Unruhen ausgebrochen, und die Unzufriedenen hatten noch überdies die Slaven

aufgestiftet, welche begierig nach jeder Gelegenheit griffen, um das verlorene Gut der Freiheit wiederzuerlangen. Noch während des Zuges kam eine ungarische Gesandtschaft zu ihm, und kehrte ohne Zweifel mit der Nachricht von den neuen Schwierigkeiten, die dem Könige bereitet waren, heim. Denn plötzlich kam Botschaft aus Bayern, die Ungarn seien in unerhörter Menge eingefallen. Sie hatten die Zeit doppelt gut benützt; denn Herzog Heinrich lag auf dem Krankenbett, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Otto ließ den größten Theil seiner Sachsen den Slaven gegenüber stehen, und eilte nach Süddeutschland, wo auf seinen Ruf die Franken und die Schwaben zu ihm stießen, um den bayrischen Brüdern zu helfen. Auch die Böhmen schickten tausend Mann. Mit diesem Heere wurden die Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg, am 10. August 955, vernichtet, und seitdem haben sie sich nicht mehr mit einem Kriegszuge nach Deutschland herüber gewagt. Der Siegesjubel ging durch die ganze Christenheit. Unter den vielen Opfern des Sieges aber befand sich auch Herzog Konrad, der Held des Tages und der Liebling des Heeres, der auch diesmal wieder, um die alten Scharten auszuweichen, mit einem starken fränkischen Reiterhaufen zu Hilfe gekommen war. In einem unglücklichen Augenblicke, als er eben, in der Hitze des Getümmels frische Luft zu schöpfen, den Harnisch öffnete, wurde er von einem ungarischen Pfeil durchbohrt. Groß war die Klage des Heeres um ihn. Er ruht zu Worms, wo ihn Otto fürstlich bestatten ließ.

Noch im gleichen Jahre wurden die Slaven an der Donau auf's Haupt geschlagen, und während der folgenden Jahre, bis 960, durch wiederholte Unterdrückungszüge unter die Kirche und das Lehenwesen zurückgebeugt.

Bald, nachdem Konrad von Lothringen mit dem blutigen Lorbeer in die Gruft gegangen, taucht auch sein Freund und Schicksalsgenosse Liudolph wieder auf. Plötzlich erscheint er (956) in Italien auf der Bühne der Thaten und des Ruhmes. Wie er dahin gekommen, geben die Schriftsteller verschieden an. Die einen sagen, Otto habe ihn geschickt (um dadurch seine Hand in den dortigen Händeln zu behalten), andre geben an, er sei, um seinen Freunden Treue zu beweisen, eigenmächtig mit ihnen hinabgezogen. Das letztere hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Liudolph's Freunde irrten geächtet und heimathlos im Reiche umher, und so mag er, sowohl um ihrem Schicksal aufzuhelfen, als sich selbst wieder eine Stellung zu erringen, auf dieselbe Weise wie Herzog Konrad in der Eigenschaft eines Freiwilligen aufgetreten sein, dessen Unternehmungen, wenn sie den Erfolg für sich hatten, die väterliche Billigung sicher

war. Vielleicht hat ihm wie seinem bei Augsburg gefallenen Schwager, da sie nun Otto's Kaiserpläne hinlänglich kannten, nach dem Verlust des Herzogthums der Gedanke eines Großkronfeldherrn vorgeschwebt. Von den Italienern scheint er als Stellvertreter seines Vaters angesehen worden zu sein; denn sie fielen alsbald von dem verhassten Berngar ab. Liudolph zog in Pavia ein, ging über den Po und entsetzte Canossa. Während er sich vergebens bemühte, den Feind zur Schlacht zu bringen, wurde ihm Berngar unvermuthet durch Verrath überliefert. Der junge Deutsche aber hieß den König frei hingehen, und sagte ihm, er wolle ihn mit bessern Künften überwinden. Berngar floh und setzte sich auf einer unzugänglichen Insel des Ortasee's fest. Liudolph blieb Herr im Lande, und sein Unternehmen scheint die königliche Bestätigung gefunden zu haben. Aber schon nach einem Jahre brachten ihn seine Getreuen als Leiche zurück. Er starb, an einem Fieber oder durch lombardisches Gift, bei Piombino den 6. September 957, und Otto ließ ihn zu Mainz in der St. Albanikirche begraben.

Wie sich die Gesichtsähnlichkeiten fortpflanzen, so erben sich auch Schicksalszüge in den Häusern der Menschen fort. Wer würde nicht durch Liudolph an seinen unglücklichen Oheim Thantmar erinnert? Beide mit gerechten oder vermeintlichen Ansprüchen zurückgesetzt, durch unruhige und neidische Menschen gereizt, ja schon durch die Macht der Verhältnisse zum Widerstand gezwungen, einen Augenblick hoch auf der Woge des Lebens schwimmend, dann niedergeworfen und durch einen frühen Tod in Jugendkraft um manche gute Stunde verkürzt, die ihnen im Umschwung der Zeiten noch hätte nahen können. — Die nächste Generation brachte Liudolph's Gedächtniß wieder zu Ehren, ja sie rächte den Vater in dem Sohne. Als nämlich Burkhard II., der das Herzogthum Schwaben mit der Nichte des Königs, der schönen Hedwig von Bayern, nach Liudolph's Entsetzung erhalten hatte, in hohen Jahren kinderlos verstarb, da gab Kaiser Otto II. dem neunzehnjährigen Sohne Liudolph's, gleichfalls Otto geheißnen, das Erbe seines Vaters zurück, und als Heinrich II. von Bayern, der Sohn jenes feindseligen Heinrich, der gleich nach der Schlacht auf dem Lechfelde, tödtlich, wie er gelebt hatte, gestorben war, sich gegen denselben Kaiser empörte, so erhielt Herzog Otto noch Bayern dazu. Aber auch er war zu kurzem Glanze bestimmt. Er folgte seinem Kaiser 982 über die Alpen, verlor in Gemeinschaft mit ihm in Unteritalien die große Schlacht wider die Griechen und Saracenen, und starb bald darauf zu Lucca. Heinrich dem Säkischen gelang es nach Otto's II. Tode, seiner Haft zu entkom-

men und, nach einem vergeblichen Anschlag auf die Kaiserkrone, sein verlorenes Herzogthum Bayern wieder zu gewinnen. Sein Sohn Heinrich III. endlich erlangte, als Kaiser Otto III. erloschen war, durch Wahl und Erbschaft die Krone, nach welcher sein Großvater so ungestüm und neidisch gestrebt hatte, und wurde unter dem Namen Heinrich II. zum Kaiser ausgerufen. — Kehren wir zu dem Gründer des sächsischen Kaiserstammes zurück.

Ein Jahrzehend hatte Otto gebraucht, um das deutsche Reich geordnet hinzustellen. Ein einziger Zug hatte hingereicht, um diesen Bau zu zertrümmern, und ein ganzes zweites Jahrzehend mit den Bemühungen zu seiner Wiederherstellung anzufüllen. Gegen das Jahr 960 stand der König wieder so mächtig da, wie zuvor. Mit überlegener Kraft hatte er alle diejenigen niedergeschlagen, die seinen weitgreifenden Cäsarenplänen im Wege gewesen waren. Durch Fälschungen der deutschen Verfassung hatte er es dahin gebracht, daß die geistlichen und weltlichen Fürstenthümer enge mit seinem Hause verkettet waren. Nun hinderte ihn nichts mehr, seine eisernen Tritte wieder auf den schon einmal eingeschlagenen Weg nach Rom zu lenken.

Der König hatte während der deutschen Händel die italienischen Angelegenheiten nicht aus dem Auge verloren. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, Einverständnisse in Berngar's Reiche zu unterhalten; denn seine Gemahlin Adelheid war ja einst Königin desselben gewesen und hatte, wie sich denken läßt, noch immer vielen Anhang unter den lombardischen Großen. Sie half ihm, der erst in spätern Jahren Latein und andre fremde Sprachen lernte, die eingelaufenen Briefe lesen, und leitete wahrscheinlich den Gang der Dinge in Italien, wozu es ja nichts als Trost- und Beileidsbriefe und leise Versprechungen baldiger Hilfe brauchte. Denn Berngar's Tyrannei war immer größer geworden, je unsicherer er sich im Besitze seiner Krone fühlte. So ist es denn kein Wunder, wenn im Jahr 960 zwei römische Gesandte, und, gleichwie verabredeter Maßen, eine Anzahl von Bischöfen und weltlichen Vasallen aus Lombardien klagend am Hofe des deutschen Königs erschienen. Otto hatte hiemit erlangt, was er wünschte: er ward gerufen, und nachdem er noch seinen Sohn Otto zum deutschen König hatte krönen lassen, zog er im August 961 nach Italien. Die Bischöfe, seine Brüder und Bettern, führten die Obhut über den jungen Thronerben, und sein Bastard Wilhelm von Mainz blieb als Reichsverweser zurück.

Es ist nicht unsre Absicht, den König Otto, dem wir bisher in Deutschland stets zur Seite geblieben sind, auch so nach Italien hinabzubegleiten. Wir gedenken

vielmehr später in der Geschichte seines unglücklichen Enkels Otto III. das Werk anschaulich zu machen, das er dort geschaffen hat. Hier nur so viel, daß ihm alle seine Pläne gelangen. Er vernichtete Berngar's Macht, und an Lichtmess 962 setzte ihm Johann XII. zu Rom die Kaiserkrone auf. Unter fortwährenden Aufständen beugte er die Römer und Italiener unter sein Joch, setzte Päbste ab und ein, und hielt sich, während in Italien, in Deutschland, selbst in seinem Stammlande Sachsen der verhaltene Groll den Boden unter ihm zittern machte, mit bewundernswerther Stärke fest. Deutschland war das Sibirien, wohin er die Bezwungenen zur Strafe schickte. König Berngar, Pabst Benedict, Bischöfe und Große mußten dorthin wandern — ein Beispiel, das die spätern deutsch-romanischen Herrscher, besonders die Hohenstaufen, nachgeahmt haben. Er selbst kehrte 965 zurück, um welche Zeit die von Heinrich I. begonnene Unterwerfung der Dänen dadurch vollendet wurde, daß ihr König Harald sich taufen ließ. Im Jahre 966 nahm er zu Nordhausen einen erschütternden Abschied von seiner Mutter Mathilde, welcher einen Beweis, und zwar nicht den einzigen, von den tiefen Gefühlen gibt, die in den starren Herzen jener Tage zum Ausbruch kommen konnten. Dann eilte er nach Rom, wo er ein furchtbares Gericht über die Empörer hielt, welche Johann XIII. verjagt hatten. Weihnachten 967 ließ er durch diesen Pabst seinen dreizehnjährigen Sohn, der

bereits die Königskrone trug, zum Kaiser krönen. Dann suchte er, um den Gipfel der Vornehmheit zu erreichen, eine griechische Prinzessin für den Thronerben, und schickte seinen Geschichtschreiber, Bischof Liutprand von Cremona, das Musterbild aller charakterlosen Memoirenschreiber, zu diesem Zwecke ab. Byzanz, das alte legitime Haus, wies ihn höhnisch ab. Um den griechischen Kaiser Nikephoros zu zwingen, griff er dessen Besitzungen in Unteritalien an. Eine Umwälzung in Konstantinopel kam ihm zu Hilfe, und der Kaiser Tzimiskes, selbst ein Usurpator, schickte die schöne Fürstin Theophano heraus, welche 972 mit Otto II. vermählt wurde, den Deutschen aber ewig fremd geblieben ist. Gleich nach dieser Feier brach er gen Deutschland auf, hielt große und glänzende Tage zu Ingelheim, Frankfurt, Magdeburg, Quedlinburg, und zog dann, ein Greis von zwei und sechzig Jahren, in die Gegenden, welche der Schauplatz der ersten sächsischen Größe gewesen, nach Merseburg, und endlich, die Saale und Unstrut hinauf, nach Memleben, wo sein Vater Heinrich die Augen zugethan hatte. Hier starb er, während des Gottesdienstes, am 7. Mai 973, und hinterließ seinen Nachfolgern ein ungeheures römisch-deutsches Reich, mit byzantinischen Ceremonien, einen Kolos, der auf thönernen Füßen stand. Er wurde zu Magdeburg in der St. Moritzkirche, neben seiner ersten Gemahlin Edith begraben.

Mannigfaltiges.

Die zerbrochene Krone.

Der Unfall, der kürzlich dem Herzog von Argyle im englischen Parlamente widerfuhr, nämlich daß er mit der Krone strauchelte, wird wohl, bei der Schwierigkeit des Rückwärtsgehens, nicht ohne Beispiel in der Weltgeschichte sein. Ein ähnlicher Mißtritt, nur nicht so unfreiwillig und arglos, ereignete sich in den Tagen Otto's des Großen, dessen Geschichte wir so eben erzählt haben, und wir wollen die sehr charakteristische Anekdote, für die wir neben den Haupt- und Staatsactionen keinen Raum hatten, hier nachtragen. Als die Herzoge Konrad von Lothringen und Liudolph von Schwaben sich gegen König Otto empörten, wurde, wie wir berichtet haben, auch Erzbischof Bruno von Köln, der Bruder des Königs, in seiner Treue wankend. Er verabredete eine Zusammenkunft mit Konrad, den er zum Könige (allem Anschein nach über Lothringen) zu krönen sich erbot. Zu diesem Behufe hatte er eine sehr kostbare Krone anfertigen lassen. Bereits war Herzog Konrad an dem Orte der Zusammenkunft eingetroffen, und am Ostertage sollte die entscheidende Handlung vor sich gehen, als plötzlich am Abend zuvor der Erzbischof, wie der geistliche Berichtsfatter sagt, durch einen Anhauch der göttlichen Barm-

herzigkeit umgewandelt wurde. Zu übersehen ist nicht dabei, daß zugleich die Nachricht vom Einsall der Ungarn, welche die Sache des Königs gegen die Herzoge auf eine eigenthümliche Weise förderte, sich verbreitet hatte. Genug, Erzbischof Bruno bereute sein Vorhaben und wünschte es rückgängig zu machen; aber die Anwesenheit des eingeladenen Herzogs machte ihm sehr zu schaffen. Da ließ er seinen Geheimschreiber Volkmar kommen und klagte ihm seine Verlegenheit. Volkmar war sehr erfreut über die Umwandlung seines Obern; er erklärte dessen Neue für eine Wirkung des heiligen Geistes, und versprach die Sache so zu wenden, daß die Zuverlässigkeit und Treue des Erzbischofs vor Aller Augen hell leuchten sollte. Den andern Tag war die Feiertlichkeit; Bruno machte die gehörige Einleitung und winkte dann seinem Geheimschreiber, die Krone zu bringen. Dieser aber strauchelte und that einen mächtigen Fall, so daß die Krone in Trümmer und Splinter zerbrach. Natürlich war der Erzbischof jetzt entschuldigt, da es am Hauptwerkzeuge zur Krönung gebrach, und der gute Herzog Konrad zog mit schwerem Verdrusse ab. Uebrigens scheint er die Komödie durchschaut zu haben; denn er bewies nachher dem schlauen Kirchenfürsten die bitterste Feindschaft, und hat seinen Groll wahrscheinlich erst auf dem blutigen Lechfelde verchlafen.